

Der gegenwärtige Mensch

Autor(en): **Ewald, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **16 (1922)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-134907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der gegenwärtige Mensch

Gegenwärtig sein, ist alles. Was für Anlagen und Talente ein Mensch auch besitze, sie sind unfruchtbar und eitel, sie machen aus ihm keinen ganzen Menschen, wenn er sie nicht der Gegenwart zur Verfügung stellt. Und wenn sein Verstand auch durch die verborgensten Dunkelheiten der Probleme dränge, und wenn sein Gefühl unergründliche Tiefen hätte, und wenn Willenskräfte in ihm lägen, um Berge von der Stelle zu rücken: ist er kein gegenwärtiger Mensch, so sind ihm Verstand, Gefühl, Wille, sind ihm alle Tugenden zu nichts nutze; es sind überhaupt keine Tugenden, sondern unausgewertete Möglichkeiten, totem Kapital oder brachliegendem Ackerland vergleichbar.

Was für den einzelnen Menschen gilt, das gilt für ein ganzes Geschlecht. Und was für das Verhältnis zu andern Menschen gilt, das gilt für das Verhältnis zur Wirklichkeit überhaupt. Es kann uns jemand sehr wehe tun, an den Rand der Verzweiflung bringen; solange wir spüren, dass er uns wichtig nimmt, dass wir ihm etwas bedeuten, dass er für uns, wir für ihn da sind, werden wir es ertragen. Und umgekehrt: es kann uns jemand mit Wohltaten überschütten, wenn wir fühlen, dass er dabei nicht zuinnerst beteiligt, dass er nicht unserem Innersten zugewendet ist, lässt es uns kalt und leer und bürdet uns bloss eine lästige Verpflichtung auf. Das ist auch durchaus begreiflich. Denn wir wollen im andern Menschen wie in den Dingen vor allem eine Steigerung unseres *S e i n s* erleben; das Schlimmste, das wir jemand antun können, ist nicht, ihn zu beschimpfen oder zu misshandeln, sondern ihm gegenüber so vorzugehen, als existierte er nicht für uns. Und ebenso: wer uns abwesend ist, für den existieren w i r nicht. Ist aber die Liebe das Höchste, das wir geben und empfangen können, nun, so versteht es sich, warum nichts uns so tief betrübt wie ein solches Verhalten: eher nämlich lässt sich noch Hass in Liebe verwandeln als Gleichgültigkeit und Abwesenheit.

Gegenwärtig sein, heisst also, sich darbieten, Hingabe und Liebe üben. Wenn wir der Mitwelt, der Wirklichkeit, unsrer Zeit nicht gegenwärtig sind, so heisst dies, dass wir ihnen unsere Liebe versagen, also auch keine Schöpferkräfte in sie einströmen lassen. Und

dann wird nichts Grosses weder aus der Zeit noch aus uns. Wir greifen ja nicht in den Weltprozess ein und so nehmen die Dinge ihren Verlauf und üben Gewalt an uns, anstatt dass wir in sie eingreifen.

Gegenwärtig sein heisst demnach weiter: in jedem Augenblicke wissen, worauf es ankommt. Das geschieht nicht mit dem Verstande; denn der Verstand vergleicht, abstrahiert und verallgemeinert; kein Augenblick gleicht aber dem andren, ein jeder ist neu und erstmalig; und es handelt sich für den gegenwärtigen Menschen gerade darum, jeden Augenblick in seiner einzigartigen, unvergleichbaren, noch nicht dagewesenen und niemals wiederkehrenden Individualität zu erfassen. Bloss aus dem Zentrum der Seele, dem innersten, unteilbaren Ich, ist dies möglich. Wenn wir es aber verwirklichen, dann und allein dann führen wir ein richtiges Leben. Denn wenn wir in jedem Augenblicke das Richtige tun, so tun wir es auch in der Summe aller Augenblicke, aus denen sich unser Dasein zusammensetzt.

Aber, wendet man hier ein, ist es nicht gerade die Art flacher und unbedeutender Menschen, so ganz dem Augenblicke, dem jeweiligen Zeitpunkte zugekehrt zu sein? Ist nicht der Mensch umso zeitloser, je tiefer und innerlicher er ist? Seht euch doch die Alltagsnaturen an, wie sie ganz auf der Oberfläche der Ereignisse schwimmen, ganz auf der Oberfläche der Ereignisse getragen werden! Und ihnen sollen wir es gleichtun! Nein, im Gegenteile. Denn wir sollen den Augenblick meistern und beherrschen, während sie sich ihm einfach anpassen. Wir sollen uns über ihn erheben, während sie unter ihm stehn. Menschen, die ganz durch den Augenblick bestimmbar sind oder die einen verblüffenden Spürsinn für dasjenige bekunden, was er ihnen bieten kann, für die Ausnützbarkeit der Situation, die Chance, die Gelegenheit; die Apparaten gleichen, welche auf die leiseste Erschütterung der Zeit reagieren und an denen man daher stets den Stand und die Schwankungen der öffentlichen Meinung ablesen kann: Menschen solcher Art sind nicht im wahren Sinne gegenwärtig, eben weil sie nicht aktiv und schöpferisch sind, so anschniegssam und betriebsam sie auch sein mögen. Schliesslich müssen wir nämlich zwischen Augenblick und Gegenwart unterscheiden; bloss der Augenblick, den wir ergreifen und formen, wird zur Gegenwart und damit zur Wirklichkeit.

Aber, sagt man uns weiter, wir streben doch aus der Zeit in die Zeitlosigkeit und nicht umgekehrt! Wir wollen doch, wenn wir wirklich etwas Rechtes wollen, nicht vergängliche, sondern ewige Werte! Ist das nicht vor allem Sinn und Ziel der Religion, aber auch jeder grossen Weltanschauung, jedes echten Kunstwerkes, all dessen, was Kultur, Geist, Genialität genannt wird? Umschreibt es nicht geradezu den Begriff des G e n i e s ? Das letztere ist ja, wie wir längst begriffen haben, nicht bloss eine Gradsteigerung des Talentes, sondern eine eigene Seinsform. Genie ist, wer sich in seinen Leistungen der zeitlichen Bedingtheit entrafft, wer Endgiltiges, Absolutes und Ewiges ans Licht fördert. D e m allein und sonst keinem gebührt dieser Titel; denn es offenbart sich in ihm dann wirklich eine geheimnisvolle, göttliche Macht und Wesenheit, ein Genius, der nicht die Spuren der Vergänglichkeit an sich trägt.

Ich denke nicht daran, dies zu leugnen, denn auch ich bin davon überzeugt, dass es ewige Werte gibt und dass wir aus ihnen den tiefsten Gehalt unseres Daseins schöpfen. Wenn wir religiös gerichtet sind und das heisst, wenn wir das Leben auf einen festen, dauerbaren Grund stellen wollen, so wollen wir gleichsam das Zeitliche im Zeitlosen, im Ewigen verankern. Je vergänglicher etwas ist, umso wertloser, wesensloser erscheint es uns; ja, das Kennzeichen des Wichtigen, Eitlen ist es gerade, dass es so rasch vergeht und keine Spuren hinterlässt, sich also in nichts niederschlägt und bewahrt. Indem wir in den logischen, mathematischen, mechanischen Grundsätzen etwas Überzeitliches berühren, glauben wir schon nicht mit Unrecht, in eine höhere Sphäre einzudringen, obgleich wir aus diesen Erkenntnissen doch nicht unmittelbar den Stoff unsres Daseins formen können. Religion aber, die in einer für uns unfassbaren Weise sicherlich auch dem Gebiete theoretischer Wahrheiten zugrunde liegt, hat es lediglich mit der Überwindung der Zeit durch die Ewigkeit zu tun.

Soweit geben wir also unsern Widersachern Recht. Allein damit ziehen wir nichts von unsrer ersten Behauptung zurück, räumen wir ihnen noch immer kein Recht gegen uns ein. Denn wie vollzieht sich die Überwindung der Zeit durch die Ewigkeit? Jedenfalls nicht so, wie jene es sich vorstellen: nämlich durch F l u c h t aus der Zeit, sondern durch G e s t a l t u n g derselben aus ewigen Ideen. Es kommt

hier wiederum darauf an, einzusehen, dass die Ewigkeit, ob sie auch nicht dem zeitlichen Wandel untersteht, doch nichts Einförmiges und Starres ist, vielmehr dass sie le b t. Sie ist sogar das lebendigste Leben, denn sie verkörpert sich unablässig aufs neue. Der Körper, den sie anzieht, heisst aber: die G e g e n w a r t. Erst wenn man dies erkannt hat, wenn man den tiefen Zusammenhang begreift, in dem Ewigkeit und Gegenwart trotz ihres scheinbar unpersönlichen Widerstreites stehn, gewinnt man das richtige Verhältnis zu beiden. Man sucht dann die Ewigkeit nicht mehr in einer jenseitigen Sphäre, ausserhalb der Zeit, ausserhalb der Gegenwart, sondern in ihr selber. Und umgekehrt erscheint einem die Gegenwart nicht mehr als ein flüchtiger Augenblick — aus dem Nichts empor tauchend, ins Nichts zurücksinkend —, sondern als etwas, das Dauer und Bestand hat.

Es ist notwendig, beides zu vereinigen, um ein wirklich geistiger, wesentlicher Mensch zu sein. Einige Beispiele mögen dies erhärten. Wer nichts von Ewigkeit weiss oder sie verleugnet, ist kein solcher. Denn Geist und Ewigkeit sind, wie ich schon sagte, unzertrennlich verbunden. Man kann dies beim einzelnen Menschen wie bei einem ganzen Geschlechte wahrnehmen. Je mehr der Relativismus um sich greift, der bloss ein b e d i n g t e r m a s s e n Gutes, Schönes, Wahres anerkennt, umso mehr sinkt das innere Niveau einer Kultur. Vor einigen Generationen gab es nicht Wenige, die glaubten, durch Darwin sei alles widerlegt, was vor ihm gedacht und geschrieben hatte, Kant und Platon, Moses und Christus — sei Gott selbst enttront worden. Alles sei Entwicklung; das jeweilig Geltende werde durch den nächsten Moment aufgehoben. Man war höchstens so inkonsequent, den Darwinismus selber für eine endgiltige Wahrheit anzusehen. Kaum eine Generation war vergangen und gerade ihm hat sich das Schicksal der Relativität wenigstens zum Teile erfüllt, während die ewigen Werte der grossen Religionen, Weltanschauungen und Kunstwerke das Dunkel der heutigen Zeit umso reiner durchleuchten.

Aber es ist auch der kein geistiger Mensch, der der Ewigkeit die Gegenwart preisgibt, der also dasjenige verkennt, was wir das Leben der ersteren genannt haben. Wenn wir vom ewigen Leben sprechen, so meinen wir im letzten Grunde gar nichts anderes als dieses Leben der Ewigkeit. Sicherlich ist das Wesentliche, also das Ewige der

Platonischen Ideenlehre heute — trotz Aufklärung und Evolutionismus — ebenso gültig und endgültig wie vor zweitausend Jahren. Aber es wäre doch verfehlt, heute in ganz derselben Weise Platoniker sein zu wollen wie damals; nicht bloss dass man damit die Gegenwart preisgäbe, man würde eben dem Tiefsten und Besten des Platonismus nicht gerecht. Denn dies ist ja das Grosse, das Unendliche dieser Gedanken, das, was die Fesseln zeitlicher Bedingtheit erst sprengen lässt: dass sie niemals ganz ausgeschöpft werden, ja gar nicht ausgeschöpft werden können, weil ihre Quellen unversiegbar strömen; dass man sie nicht abernten und ein für alle Male unter Dach bringen kann, weil sie aus unterirdischen Kräften weiter wachsen und immerdar neue Blüten treiben. Über Platon hinaus geht seine Schöpfung, der Platonismus; über Kant der Kantianismus; ja, wir können, wir müssen sagen: über Christus das Christentum. Das ist keine Gottlosigkeit, sondern erst der rechte Weg zu Gott, den freilich der Kirchenglaube, der Konfessionalismus nicht betreten hat. Aber durch Jesus selber sind wir in ihm unterwiesen. Wie lesen wir im Johannesevangelium? «Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater der Weingärtner. Eine jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jegliche, die da Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe.»¹⁾ Es ist der ganze unversöhnliche Gegensatz zweier Welten, der hier aufgerissen wird. Das Dogma ist das Ende der Religion, weil es starr und tot ist, während wahre Religion Leben und Bewegung hat, Leben und Bewegung i s t. Das Dogma, so können wir auch sagen, ist Flucht in die Ewigkeit und Flucht ist mit Glauben, ist mit dem Mut, in dem sich der rechte Glaube bezeugt, unvereinbar. Was ewig ist wie die Lehre Christi, das muss, eben weil es durch keine Zeit eingegrenzt ist, jeder Zeit in bestimmter, ihr allein eigentümlicher und notwendiger Weise dienen können. Wer wirklich Christ sein will, der wird — klinge es auch zunächst paradox — es nicht so sein dürfen, wie man es zur Zeit der Apostel und der ersten Gemeinde war. So erklärt sich die unauslöschbare Tatsache des Sektierertums, unauslöschbar, solange es einerseits Religion, andererseits Konfessionen gibt. In solchen Sekten offenbart sich die lebendige Religiösität, die in unentrinnbaren Konflikt mit Dogma und Kirche gerät. Freilich ist es in der Regel das

¹⁾ Joh. 15, 5.

Schicksal der Sekten, sich selbst zu dogmatisieren und zu konfessionalisieren, wie es das Schicksal des Einzellebens ist, zu sterben; aber sie hören dann eben auf zu sein, was sie ursprünglich waren und sein wollten, sie sind sich selbst untreu geworden. Und es kann uns nicht mehr Wunder nehmen, dass wir so viele Echt-Religiöse ausserhalb der Kirche finden und dass der Begriff der freien Religiosität gerade in unserer Zeit mehr und mehr und sehr verheissungsvoll die geistige Welt zu erfüllen beginnt. Denn es bedeutet das erstarkende Bewusstsein davon, dass die Ewigkeit nicht jenseits der Zeit, sondern in ihr sich erfüllt; dass sie immerwährende Gegenwart ist.

Wer sich ausserhalb der letzteren stellt, ist also ein ungeistiger Mensch, mag er auch noch so viel Material des Geistes aufgenommen haben. Ja, es kommt darauf an, dies völlig klar und bis ins Einzelne hinein zu erfassen. Ungemein Wichtiges folgt daraus; vor allem, dass sich nichts in der Welt wiederholt und dass darum auch nichts wiederholt werden darf. Freilich gibt es Vorbilder und es gibt sogar dasjenige, was man, mit Vorsicht und Einschränkung, Autoritäten nennen kann. Es gibt Lehrmeister unseres Geschlechtes und arg stünde es um dasselbe, wenn es die richtige Ehrfurcht vor ihnen verlernt hätte. Diese besteht aber nicht darin, auf den Knien liegend sie zu vergötzen, einen Kult des Genies zu treiben, wie es der letzten Generation zur Gewohnheit geworden war. Sie besteht auch nicht in knechtischer Unterwerfung und Nachahmung. Wehe denen, welchen das Vorbild zu nichts Besserem dient, als ein dürftiges Nachbild desselben zu werden! Darum fort mit allem Epigonentum, das sich stets auf der absteigenden Linie des Lebens bewegt! Wir haben freilich nicht die Pflicht, Originale um jeden Preis zu sein und es ist verhängnisvoll, wenn wir es gewaltsam sein möchten; aber wir haben die Pflicht, keine Kopien zu sein. Was also sollen wir sein? Gibt es denn ein Drittes? Ja, es gibt ein Drittes oder, wie ich richtiger sagen will, Erstes, im strengen Wortsinn absolut Erstes: wir müssen ursprünglich sein. Und das heisst wiederum: wir müssen uns der Gegenwart zur Verfügung stellen, aus ihr heraus leben und wirken. Dann werden wir immer wir selber sein, auch wenn wir anderen täuschend gleichen sollten. Man kann seine Verehrung einem grossen Lehrmeister gegenüber gar nicht schlechter zum Ausdrucke bringen, als indem man ihn kopiert;

denn der wahre Lehrmeister will seine Schüler nicht abermals zu Schülern, sondern zu Lehrern erziehen; er will ihnen die Meisterschaft geben. Wohl spricht er zu ihnen: *Werdet wie ich!* Aber das «Wie» nicht im Sinne einer äusserlichen Vergleichung verstanden; sondern es heisst: werde wie ich, indem du wirst, was du bist! Werde du selber! Es ist ja auch einleuchtend, dass wer es ernst mit den Menschen meint, sie zu Menschen und nicht zu Affen, zu Freien und nicht zu Sklaven heranbilden will. Ihr habt einen freien und nicht einen knechtischen Sinn empfangen, sagt Paulus zu den Bekehrten, um sie zum richtigen Glauben zu führen.¹⁾ Autoritäten müssen uns wecken, nicht aber einschläfern; sie müssen uns befreien, nicht aber binden. Und das gilt auch im Höchsten und gerade in ihm. Ein Christ sein, heisst wörtlich, ein Christus sein.

Ich rede nicht durchaus von Extremen, obwohl auch an solchen — und eben in unsrer Zeit — kein Mangel ist; ich meine, an Menschen, die aus der Gegenwart in die Vergangenheit flüchten, an schlechthin *gewesenen* Menschen. Es sind manchmal wohlmeinende, gutgesinnte, feinfühligte Naturen; sie können ausgezeichnete Qualitäten haben; aber sie machen nicht den richtigen Gebrauch von ihnen, können sie nicht fruchtbar machen; denn sie stehen nicht auf der festen, dauernden, wohlgegründeten Erde, sie sind nicht gegenwärtig. Die klassische Verkörperung dieser Art ist der Don Quijote des Cervantes. Er ist kein Idealist, wie man ihn irrtümlich ausgelegt hat, nicht einmal ein Schwärmer, aber auch keine lächerliche Figur; er ist ein vergangener Mensch, ist *der* vergangene Mensch. Er versteht seine Zeit nicht und will sie nicht verstehen; so verdichtet sich ihm der Gehalt dieser Zeit zum Sancho Pansa, dem Inbegriff nüchternster Realistik, plumpster Alltäglichkeit, er selber aber ist dem Gelächter aller Welt preisgegeben. Etwas vom Don Quijote ist in jedem Phantasten, in jedem Romantiker, in jedem, der seiner Stunde nicht gewachsen ist. Sie ist in jedem, der heute die Welt durch Kunst oder durch Philosophie erlösen will. Denn er versteht die Not der Zeit nicht. Ich sage nicht, dass wir keine Kunst oder keine Philosophie haben sollen; ich will mich hier weder auf Rousseau noch auf Tolstoi berufen. Aber ich spreche von dem, was Kunst und Philosophie der jetzigen Menschheit bedeuten können, von ihrem

¹⁾ Röm. 8, 14 ff.

aktuellen Werte. Jeder Augenblick löst die Forderungen ein, die in ihm — gerade in ihm fällig geworden sind, und das sind heute weder ästhetische noch spekulative Forderungen. Ich erinnere mich noch des unheimlichen Eindrucks, den ich erhielt, als sich, vom Feld heimkehrend, wieder Theater, Gemäldeausstellungen, Diskussionsäle betrat. Wie seltsam! Als ob draussen wie drinnen nichts geschehen wäre; als ob nicht eine Welt in Trümmer gesunken wäre; als ob der Zeitprozess hier erstarrt wäre! Es mag manchen schmerzlich berühren, aber es ist so: Philosophie und Kunst, wie die meisten andren, abgeleiteten Kulturphänomene haben derzeit ihre unmittelbare Bedeutung eingebüsst, sie können der Not unseres Geschlechtes nicht abhelfen. Aber lässt sich denn geistige Kultur einem Rangierbahnhof oder gar einem Kurszettel vergleichen? In bestimmtem Sinne ja, wofern wir uns bloss der Vorurteile entäussern, die sich für uns mit diesen Begriffen zu verknüpfen pflegen und sie als das nehmen, was sie sind: Ausdrucksformen des lebendigen Verkehres, des Austausches von Gütern und Werten. Kunst und Philosophie stehen heute auf einem Nebengeleise der Kultur, vielleicht nicht dauernd — wer wollte überhaupt prophezeien? Offenbar sind sie nicht ohne eigenes Verschulden dahin geraten; diese Frage ist hier indessen gar nicht zu stellen; uns genügt die Tatsache und an der ist vorderhand umso weniger zu ändern, je mehr man es gewaltsam versucht. Die Weichensteller erkennen auch im Geistigen die Gefahr, wenn die strenge Verkehrsordnung nicht eingehalten wird. Im alten Athen suchten die Besten ihr Heil in endlosen Zergliederungen der Begriffe von Gut und Böse, Wahr und Falsch; die Dialektik erschien ihnen als Quelle der Erlösung. Im Zeitalter der Renaissance versetzte der Anblick eines Gnadenbildes das Volk in so helle Begeisterung, dass es dasselbe im Triumph durch die Gassen trug. Heute ist beides unmöglich; und das Bedauern hierüber ist übel angebracht, denn die blosser Vorstellung davon wirkt, auf unsere Zeit bezogen, wie eine Fratze. Jedes Geschlecht hat seine eigenen, unveräusserlichen und gegen die eines andern nicht austauschbaren Impulse. Shakespeares «Hamlet», Goethes «Faust» sind sicherlich unsterbliche Werke, und wer daran zweifelt, dass ihre Geltung von den Jahrhunderten unabhängig ist, missversteht sie und den Geistesprozess der Menschheit. Den-

noch konnten beide Werke, auch wenn wir ganz von der Person ihrer Schöpfer absehen, bloss zu der Zeit verfasst werden, in der sie wirklich entstanden sind. Ja, es mag paradox klingen und ich gebe ja auch zu, dass es eine Konstruktion ohne Realität ist, aber eine notwendige Konstruktion wie die imaginäre Grösse der Mathematik: würde «Hamlet» oder «Faust» heute verfasst, er würde nicht gelten, weder heute noch irgendwann. Aber sagt ihr, er k a n n ja heute nicht verfasst werden. Zugegeben. Doch warum? Weil er schon verfasst worden ist? Die Lösung wäre allzu wohlfeil. Nein. Weil er zwar f ü r jede Zeit, aber a u s einer bestimmten Zeit ist, und weil das Erstere durch das Letztere bedingt ist. Räumt ihr dies ein, dann seid ihr einer Meinung mit mir; ihr billigt mir zu, dass es eine E w i g k e i t gibt, dass sie aber stets ihre Gegenwart hat, dass sie stets G e g e n w a r t ist.

Ich will hier gleich bemerken, was ohnedies bereits angedeutet wurde: dass es wie zur Zukunft, so auch zur Vergangenheit keinen anderen Weg gibt als durch die Gegenwart. Das will sagen: wir müssen, gerade um das wirklich Positive der Vergangenheit festhalten, die Zukunft vorausnehmen zu können, uns der Gegenwart zur Verfügung stellen. Gegenwärtig sein, braucht ganz und gar nicht die Verbindung mit der Vergangenheit zu lösen, es heisst vielmehr, sie erst in der rechten Weise knüpfen; ebenso wie, wer Gott im richtigen Geiste sucht, das Beste dieser Welt nicht verlieren, sondern gewinnen muss. Es wird uns nach dem Ausspruche Jesu von selber zufallen, wenn wir der höchsten Gerechtigkeit zugewendet sind. Lasst uns also heute nicht ästhetisch noch spekulativ sein und wir werden mehr von Platon, von Kant, von Goethe haben als die Ästhetischen und Spekulativen; es wird uns zur rechten Stunde geschenkt. Und ebenso: hätte Don Quijote nicht vergangene Abenteuer gesucht, hätte er seine edelsten Kräfte dem Jetzt geschenkt, er wäre keineswegs dazu verurteilt worden, ein Sancho Pansa zu werden, in der grauen Nüchternheit des Alltags unterzusinken, sondern er hätte erst die wirklichen Abenteuer erlebt, die nicht wiederholt werden können, die einzigartig und unerschöpflich sind wie der Augenblick selber, der sie gebiert.

Ich möchte den Menschen einem Kletterer vergleichen und die Ewigkeit dem Seile, an dem er hängt. Ohne das Seil würde er kei-

nen festen Stand gewinnen; er wäre in Gefahr, auszurutschen und in den Abgrund hinabzustürzen. Das Seil gibt ihm einen Halt; aber es soll ihm keinen Halt zum Stehen geben, sondern zum Klettern. Es genügt ja keineswegs, dass er nicht abstürze; er muss sich bewegen, er muss von der Stelle kommen. So ist der Mensch, der aus der Ewigkeit in die Gegenwart wirkt: er hat das Gleichgewicht der Bewegung und nicht des Stillstandes. Die Ewigkeit ist in ihm nicht tot, sondern sie ist lebendiges, gegenwärtiges Sein.

Was ist denn nun die eigentliche Forderung unserer Gegenwart, auf die es ja nach dem Gesagten allein ankommt, da sonst alles, wovon wir Kenntnis haben, der Vergangenheit angehört? Wir hörten, dass sie keine Kunst und keine Philosophie verlangt. Was also denn? Das Einfachste und Unmittelbarste: sie verlangt Leben, richtiges Leben. Der Krieg hat die Komplikationen des alten Daseins mit elementarer Macht aufgelöst, er hat es, im Physischen wie im Seelisch-Geistigen, auf die simpelste Alternative zurückgeführt: Sein oder Nichtsein. Das hat aber eine noch tiefere Bedeutung. Zu diesem furchtbarsten aller Kriege, man darf ihn den Krieg an sich nennen, zu diesem bestorganierten Massenmorde konnte es bloss kommen, weil wir keine Ehrfurcht mehr vor dem Leben hatten; und wir hatten keine Ehrfurcht mehr, weil uns sein Wesentlichstes entglitten war, weil wir nicht mehr zu leben verstanden. Wir nahmen überall die Schale für den Kern, die Ausdrucksform für die Sache, das Mittel für den Zweck. Und darum wurden wir zwar mehr und mehr zivilisiert, büssten aber im gleichen Masse die Fähigkeit ein, echte und ewige Kultur hervorzubringen. Der immer aufdringlichere Schrei nach ihr und die Bemühungen, uns eine solche abzupressen, verrieten bloss unsere Sterilität. Wir hatten zu leben verlernt und wir werden durch den Krieg, die Verneinung des Lebens, nicht wieder zum wahren Frieden, der das wahre Leben ist, vordringen, ehe wir nicht eben dieses uns aneignen. Aber kann das denn der Sonderinhalt einer bestimmten, nämlich unserer Gegenwart sein? Ist es nicht erste Aufgabe jedes Menschen, jeder Zeit, zu leben, richtig zu leben? Und haben wir nicht soeben selber gesagt, dass ohne ihre Erfüllung keine Kunstwerke, keine Weltanschauung, keine Kultur möglich ist? Was heisst das ferner: leben! Gibt es denn dergleichen als eine einzelne, gleichsam isolierte Beschäftigung n e b e n den anderen Beschäftigungen,

neben Gehen und Sitzen, Lesen und Schreiben, Essen und Trinken, Arbeiten und Ruhen? Sind sie alle nicht Äusserungen und Erscheinungsweisen des einen, ungeteilten und schlechtweg unteilbaren Lebens? Auf alle diese Fragen haben wir bloss eine Antwort: Ja, es ist wahr, dass das Leben nicht ausserhalb dessen gelegen ist, was der Mensch im Kleinen wie im Grossen tut und dass es stets eines bestimmten Ausdruckes bedarf. Aber dieser Ausdruck kann seinem Zentrum näher oder ferner sein; es gibt gleichsam verschiedene Lebenszonen und sie müssen nach dem, was dem Menschen im jeweiligen Zeitpunkte nottut, wechseln. Heute ist das Leben in seinen einfachsten Elementen erschüttert, hinfällig geworden, diese müssen neu aufgebaut werden. Was ist darunter aber verstanden? Was sind das für Elemente? Vor allem handelt es sich um unser Verhältnis zur *M a t e r i e*, der schlichten, soliden Materie, der sich der Geist völlig entfremdet hat: vom eigenen Körper angefangen bis zum Werkzeug, der Maschine, der gesamten materiellen Welt und ihrer richtigen Verwendung; und ebenso handelt es sich hier überall um die rechte Schätzung und Verwendung der Kräfte. Es handelt sich um das, was wir prosaisch *w i r t s c h a f t e n* nennen. Hier gilt nämlich das früher über Don Quijote und Sancho Pansa Gesagte. Dass wir die Wirtschaft, die unmittelbare Arbeit an der Materie als prosaisch empfanden, hiess sie, aber auch uns verwahrlosen. Sie wurde nüchtern, weil wir ihr alle höheren Kräfte entzogen und diese in eine isolierte Schicht des Geistes trugen. Damit verurteilten wir den Geist selber dazu, phantastisch, ideologisch auszuschweifen, mehr und mehr Don Quijotes Züge anzunehmen. Der Weltkrieg hat dies Missverhältnis erst deutlich gemacht. Und wenn wir es nicht überwinden, verschliessen wir uns selber den Weg in die Zukunft. Seine Überwindung ist der innewohnende Sinn des *s o z i a l e n* Problems. Wir können das Letztere gar nicht anders verstehen als unter diesem Gesichtswinkel. Es bedeutet viel mehr als eine Regelung des Verhältnisses von Lohn und Arbeit, als eine neue, gerechtere Verteilung der Güter: es bedeutet die *V e r g e i s t i g u n g* der *M a t e r i e*. Es soll, was bisher dem Zufall, der Willkür und zumal der Selbstsucht unterworfen war, nunmehr planvoll und aus einem wirklichen Gemeinseinne gestaltet werden. Vor allem handelt es sich darum, einen neuen und höheren Begriff der *A r b e i t* zu realisieren

als bisher. Die abgrundtiefe Kluft zwischen geistiger und körperlicher Arbeit, die noch tiefer ist als die zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, Herren und Knechten, muss überbrückt werden: von ihrer Überbrückung ist unser Heil abhängig. Sie geschieht aber nicht dadurch, dass ein äusserlicher Verkehr angebahnt wird. Sondern es muss zu einer **Durchdringung** kommen. Das Leben jedes Menschen muss aufgebaut werden aus beiderlei Arbeit, die im Grunde doch **eine** ist; denn ein Geist, der keinen Körper hat, ist ebenso unwirklich wie ein Körper ohne Geist. Das ist der eigentliche Kernpunkt der sozialen Frage; und wir werden ganz von selber zu ihm geführt. Wer ein Organ für Zeitgeschehnisse hat, der weiss, worauf es ankommt, nämlich: die schon vor dem Kriege und mehr noch durch ihn zerstörte Gemeinschaft der Menschen zu begründen. Nun ist aber Gemeinschaft kein ruhendes Verhältnis, kein blosses Spielen von Beziehungen wie etwa dasjenige, was wir **Geselligkeit** nennen, für welche letztere es genügt, dass Menschen einander kennen, an einem Raume beisammen sind, ihre Empfindungen und Meinungen austauschen. Richtige Gemeinschaft entsteht, wie Kant bereits definiert hat, durch **Wechselwirkung**. Es müssen die einzelnen Glieder lebendig ineinandergreifen. Das wirkliche Sein ist immerdar ein Tun und deshalb sind erst die Menschen etwas für einander und durch einander, die etwas zusammen tun, die sich zu einer Arbeitsgemeinschaft verbunden haben.

Wir wollen nicht vergangene Zeiten um Rat fragen. Wir wollen nicht darnach forschen, ob und inwieweit es früher eine soziale Frage gab und ob ihre Lösung stets der Kultur zugrunde gelegen hat. Genug, dass sie für uns zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden ist und dass wir nicht um sie herum können. Sie ist nicht bloss eine negative Bedingung unsrer Entfaltung, in dem Sinne, dass sie, wenn sie ungelöst bleibt, diese hemmt: vielmehr werden wir aus ihrer Lösung erst die positiven Kräfte des gesamten Aufbaus schöpfen: denn wir werden die Verbindung des Geistes mit der Materie gewinnen. Daher kommt es, dass der Schwerpunkt der heutigen Menschheit weder in der Kunst, noch in der Philosophie liegt. Ich will nicht sagen, dass er in der Politik zu suchen ist, jedenfalls aber im sozialen Leben. Grosse und unmittelbare Wirkungen können wir bloss in dieser Sphäre üben. Alles andere ist Theorie oder Spiel und

Luxus. Sagt nicht, dies sei Massenwirkung, Verzicht auf Tiefe, Feinheit und Fülle des Persönlichen oder Ähnliches. Freilich dies kann es sein und es kann auch das Ende der Kultur einleiten, wenn wir nicht unser Bestes und Stärkstes hineinbringen. Immer wieder neigt der Mensch zu dogmatischer Bewertung, Bejahung und Verneinung, ohne zu bedenken, dass die Dinge zunächst bloss Möglichkeiten sind, die durch ihn erst zu einer bestimmten, positiven oder negativen Wirklichkeit werden. So verhält es sich auch mit dem Sozialismus. Er ist ja noch etwas durchaus werdendes, Unbestimmtes, gleichsam ein Gefäss, das des Inhalts harrt, mit dem es gefüllt werden soll, nicht aber eine endgültig fixierte Grösse, von der nichts genommen und der nichts hinzugefügt werden darf. Mag sein, dass der Sozialismus in seiner gegenwärtigen Gestalt schwer mit materialistischen Elementen belastet ist, dass gerade der Marxismus von diesem Vorwurf nicht losgesprochen werden kann. Dann bedarf er umso mehr der Erneuerung, und er wird das sein, was wir aus ihm machen wollen.

Und damit werden wir wieder zu unserem Ausgangspunkte geführt. Es ist ja nicht so, als stünde die Gegenwart fertig und vollendet vor uns und käme es bloss darauf an, uns ihr zu unterwerfen; noch geschieht sie ganz aus uns und aus unserer Entscheidung. Sie ist weder unsere Schöpfung, noch sind wir ihre Geschöpfe. Keines von beiden, aber beides zusammen ist wahr. Es herrscht hier eine wunderbare Übereinstimmung zwischen dem, was in uns und dem, was ausser uns ist. Unser Verhältnis zu unserer Zeit ist wie die Wirkung eines Menschen auf den andren Menschen, einer Seele auf die andre Seele. Wenn wir jemand helfen, der Not leidet und unser bedarf, dann dürfen wir ihm doch keine Gewalt antun, das heisst, wir dürfen ihm nicht unsern Willen aufdrängen, wir müssen in ihn hineinhorchen und die tiefen Quellen seines werdenden Lebens rauschen hören. Aber eben damit, dass wir uns ganz empfangend und verstehend dem hingeben, was, ihm selber nicht klar bewusst, in ihm befreit sein will, nach Gestaltung ringt, werden wir schöpferisch an ihm. Wir helfen ihm, den Widerstand lösen, der seiner eigenen Trägheit, seinem vergangenen Sein entstammt. Nicht anders verhalten wir uns der Zeit gegenüber. Denn auch sie leidet Not; sie will aber, dass wir ihr zu Hilfe kommen. Sie ist wie eine Frau, deren Stunde

gekommen ist und die doch nicht gebären kann. Wir müssen Geburtshelfer des neuen Lebens in ihr sein. So erlösen wir den Augenblick zur Gegenwart und zur Ewigkeit, dadurch, dass wir uns ihm darbieten: dass wir gegenwärtige Menschen sind.

Oskar Ewald

Theosophie oder Reich Gottes?

IV. Was mag an der Sache wahr und berechtigt sein?¹⁾

Wenn wir nun zur Prüfung dieser Sache übergehen, so werden wir also vermuten dürfen, dass sie nicht ohne Recht und Wahrheit sei. Das viel missbrauchte Wort, dass alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich sei, enthält jedenfalls den Wahrheitskern, dass es keine bedeutsame, ja überhaupt keine Erscheinung im menschlichen Wesen geben kann, die nicht irgend einen Sinn und eine Notwendigkeit hätte, die nicht aus einer an sich berechtigten Forderung der Natur entstanden wäre und nicht irgendwie an der Wahrheit Teil hätte — möge sie daneben auch noch so sehr mit Irrtum behaftet sein. Auch der Irrtum bezieht seine Lebenskraft aus der Wahrheit und die grössten Irrtümer sind darum oft der Wahrheit am nächsten, wie wohl auch die grössten Wahrheiten am nächsten dem Irrtum. Jedenfalls können gerade die grossartigsten Erscheinungen ganz besonders irrig und gefährlich sein.

Wir dürfen von vornherein annehmen, dass das alles wohl auch von der Theosophie gelten werde. Und es trifft denn auch tatsächlich zu.

1. Das Recht der Theosophie in unserer Zeit.

Ganz klar und auf der Hand liegend ist, dass die theosophische Bewegung einem gewissen Suchen und Bedürfen unseres Geschlechtes entspricht. Sie ist eine Gegenwirkung auf die Verödung und Verwüstung, die der Materialismus herbeigeführt hat, eine Antwort auf den Schrei der aus ihrer Weltbetäubung wieder erwachenden Seele, eine inmitten des Bankrottes einer Kultur den Menschen dargebotene Hilfe, eine Stillung des Verlangens nach mehr Tiefe und Grösse des Lebens und nach einer geistigen Heimat der Seele.

¹⁾ Vergl. Nr. 1.